

Nr. 198. Bromberg, den 14. September 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.

(Schluß.) ——

Kapitel 18.

Der „Kondor“ landet.

Auf dem Verdeck des kleinen Binnendampfers, der von Manhattan herkommend, die Newyorker Bay in der Richtung auf Staten Island zu durchpflügte, saßen zwei Damen und ein Herr in ernster Unterhaltung.

Der Morgennebel braute noch über dem Wasser und ließ die Terrassen von Staten Island nur verschwommen in der Ferne erkennen. Die wenigen Passagiere, die um diese frühe Stunde das Schiff benutzten, musterten zuweilen die kleine Gruppe, in der die beiden Frauen durch ihre mondäne Schönheit, der junge Mann durch sein wettergegerbtes, kühnes Profil von Interesse waren.

Klaus, der mit Gussy und Ines erst am Manhattankai zusammengetroffen war, hatte soeben seine ausführliche Schilderung des gestrigen Tages beendet. Eine solche war um so mehr am Platze, als er sich gestern darauf beschränkt hatte, die beiden Damen nur durch ein paar lapidare Worte von dem Vorgefallenen brieflich zu unterrichten. Denn die Angelegenheit und Mr. Kellog hatten ihm nicht mehr Zeit gelassen.

Ines de Castro schaute in tiefer Versunkenheit über das Wasser. Endlich raffte sie sich zu einer Antwort auf. Sie sagte:

„Es ist schrecklich, Klaus. Nie, gar nie hätte ich hinter Angel, wie ich den Mann noch immer nenne, ein solches Geheimnis vermutet. Durchs Feuer wäre ich für ihn gegangen. Und nun ist er — i chmag das Wort nicht aussprechen ...“ Ein Schauder flog über ihre Glieder. „Es ist grauenvoll, zu denken, daß alles Lüge war, sein Gebrechen, das silberne Haar, seine Wohltaten, der ganze Mensch ... Lächle, aber es ist mir ein drückendes Bewußtsein, daß gerade er Maria retten mußte.“

„Du hast recht, Ines. Es ist schade um die Werte in diesem Mann. Ein groß angelegter Mensch, von fast überirdischem Format — aber mißleidet und von niedersten Trieben erfüllt, das ist Devil. Luzifer! Ein leuchtender, aber böser Geist ... Daß er damals deine Begleitung nach Lugano angenommen hat, entsprang sicher nur egoistischen Motiven. Kann sein, daß er Peter mit dir zu ködern gedachte, daß er dich als Lockvogel benutzen wollte. Man wird diesen Mann nie ganz erforschen. Nun wird dir auch klar sein, wen „Angel“ mit seinem Patienten in Lugano meinte. Peter. Und warum er strengstes Stillschweigen zur Bedingung machte. Um seine Pläne nicht zu gefährden.

Aber gerade die anscheinend harmlose Tatsache, daß er dich auf die Reise mitgenommen hat, wurde ihm zum Verhängnis. Denn nur durch dich habe ich Peter und schließlich auch seinen Entführer entdeckt.“

Ines zog ein braunes Maroquinlederetui aus ihrem Handtäschchen. Es enthielt den „Anhänger“. Sie reichte das Etui ihrem Verlobten und setzte hinzu:

„Nimm das Ding an dich, Klaus. Ich kann es nicht mehr sehen, geschweige denn tragen. Tue damit, was du willst.“

Sander ließ das Etui in seine Tasche gleiten und fragte: „Wie hat Maria die Nachricht aufgenommen?“

„Sie trägt es mit Würde, mit einer klaglosen Ruhe, die rührender ist als lauter Jammer. Ich glaube nicht, daß sie Lux noch liebt, aber die Enttäuschung zehrt an ihr,“ erwiderte Ines.

„Sie wird den Schlag überwinden, aber man muß ihr Zeit lassen,“ tröstete Sander.

Aus der Ferne krochen die Gebäude von New Brightons heran. Eine frische Brise kräuselte die Wellen. Es war 9 Uhr. Der „Old Billy“ legte an und ein Auto brachte die Drei zu dem Flughafen Staten Island, der Klaus nicht mehr unbekannt war.

Frau Gussy wurde immer unruhiger, je näher sie dem Ziele zujagten. Ein Schock Zweifel durchtobte sie. Würde Peter kommen? War nichts passiert? Wie sah er aus? Die Tränen waren ihr nahe. Klaus schob seinen Arm unter ihren und raunte ermunternd:

„Kopf hoch, Gussy!“

Am Eingang zur Wartehalle begrüßte sie Inspektor Gravesham, den Verhaftungsbefehl für den Japaner in der Tasche. Er paffte gewaltige Rauchwolken aus seiner Stummelpfeife und sagte: „Ich bitte auf das Gesicht von diesem Kamura zu achten, wenn ich den Kerl hochnehme. Ich persönlich bin gespannt wie ein Regenschirm.“

Endlich, nach fast zweistündigem Warten, während dessen Frau Professor Sander fast verging vor Unruhe, tauchte am Horizont ein kleiner Punkt auf, der aus Südwesten kam und zusehends größer wurde. Es konnte das Flugzeug Kamuras sein. Kurze Zeit später konnte Klaus mit Sicherheit sagen, daß es sich tatsächlich um den „Kondor“ handle. Er kannte doch die Bauart der Maschine! Dann ging der silberne Riesenvogel in eleganten Kurven zu Boden, der Pilot verstand seine Sache.

Klaus riet seinen Begleiterinnen, in der Halle zu warten. Er selbst stürmte mit dem Inspektor auf die Landungsstelle zu und sah schon von weitem zwei vermummte Gestalten aus der Maschine klettern.

„Peter, Peter!“ brüllte Klaus und stob auf seinen Bruder zu. Im nächsten Moment warf er ihm die Arme um den Hals.

Kamura aber machte ein unbeschreibliches Gesicht, weil er sich die Ablieferung des Professors anders vorgestellt hatte. Dieses Gesicht wurde noch dümmer, als ihm der Inspektor die Hand auf die Schulter legte und gemütlich erklärte:

„Sie sind verhaftet, Mr. Kamura!“

Peter sah nur den Bruder und hatte Wasser in den Augen. Erst jetzt glaubte er an die Vollkommenheit seiner Rettung. Er hatte den einen Arm um die Schulter des Jüngeren gelegt und sagte mit bewegter Stimme:

„Bist ein Mordskerl, Klaus! Wie hast du das nur fertig bekommen? Ich stehe bis zum Hals in deiner Schuld.“

Klaus entgegnete fröhlich:

„Später, später, lieber Peter. Zunächst eine kleine Überraschung — erschrick nicht — Gussy ...“

„Gussy! Ist sie da? Wie? Das meinst du doch?“ Er sah sich mit seinen kurzsichtigen Augen spähend um. Ah, da kam etwas gerannt — —! Und schon flog die blonde, kleine Frau, die sich von Ines nicht hatte halten lassen, in Professor Sanders ausgebreitete Arme.

Klaus drehte sich um, das Wiedersehen der beiden brauchte keine Zeugen. Er blickte Gravesham nach, der den verhafteten Japaner nach dem Ausgang eskortierte.

Nach einer Weile hörte er seinen Namen. Es war Peter, der ihn anrief.

„Du, Klaus, soeben sagt mir Gussy, du habest dich verlobt, mit Fräulein de Castro. Meinen Glückwunsch, meinen herzlichsten Glückwunsch, alter Junge!" Und Peter schüttelte dem Bruder die Hände.

„Sieh, Peter, da kommt Ines!" sagte Klaus mit strahlenden Blicken und ging ihr entgegen.

Seine Aufgabe war gelöst, er durfte an sein eigenes Glück denken . . .

Einzelzelle 444.

Auf den Fliesen des Newyorker Staatsgefängnisses hallten Tritte von vier Männern. Der Aufsichtsbeamte, der wie die Spinne im Netz von seinem zentral gelegenen Platze aus sämtliche Gänge überschauen konnte, grüßte stramm, als die Gruppe an ihm vorüberschritt. Er hatte zwei seiner Vorgesetzten, den Chef der Geheimpolizei und den Gefängnisdirektor, erkannt.

Als die Herren vor der Einzelzelle 444 standen, meldete der Direktor:

„Hier, wenn Sie belieben, Mr. Kellog!" Dann sperrte er eigenhändig die Türe auf.

Auf einer hölzernen Pritsche kauerte ein Mann. Als er aufsah, rasselten die Ketten, mit denen er an die Mauer gefesselt war. Es mußte ein für die Behörde wichtiger und zudem gefährlicher Mensch sein. Der Gefangene hatte geschorenes, mit der Spitze eines Dreiecks in die fliehende Stirn wachsendes Haar, nach oben ausgezogene Ohren und ein brutales Kinn. Das Beherrschende aber in dem von ohnmächtiger Wut gespaltenen Gesicht waren die Augen — große, graue, mit messingnen Runen tingierte Klötze, in denen die Tücke und Wildheit eines bengalischen Tigers eingefangen schien. Der Mann stierte böse auf die Eintretenden . . .

„Erkennen Sie in diesem Gefangenen Ihren Entführer, Professor Sander?"

„Ja!" erklärte Peter mit leidlich fester Stimme. Er ertrug nur schwer das schillernde, nackte Grau der auf ihn gezückten Augäpfel Devils. Obwohl er dem Yankee die furchtbarste Zeit seines Lebens verdankte, konnte er dem Unglücklichen einen Rest von Mitleid nicht versagen. Denn niemand konnte so gut wie Peter die Höhe ermessen, aus der dieses Genie in die Tiefe gestürzt war.

Kellog trat einen Schritt vor.

„Ihr Schuldkonto hat eine beträchtliche Summe erreicht, Mr. Devil. Wenn ich es durchblättere, finde ich so ziemlich alle gangbaren Verbrechen darin. Beginnen wir mit dem Mord vor zehn Jahren. Sie erschossen damals einen Ihrer eigenen Kollegen in Philadelphia auf offener Straße —"

Der Gefangene unterbrach ihn mit einer wütenden Gebärde. Das Eisen an seinen Händen klirrte unheimlich. Er fletschte die Zähne:

„Verschonen Sie mich mit diesen aufgewärmten Geschichten, ich bin kein altes Weib! Habe ich denn die Absicht, irgend etwas zu leugnen? Fällt mir nicht ein. Ich gebe zu, was Sie wollen, die Sache mit dem Hohlkopf damals, die Sache mit Professor Sander, mit Tommy Angel und mit der Isla del diablo. Also lassen Sie diese stupide Aufzählung. Ich bin kein feiger Hund wie dieser Ned Carpenter, der um sein bißchen Leben winselt!" Seine Stimme überschlug sich. Es war, als spie ein Krater lange angehäuften Unrat aus.

Klaus Sander wechselte ein paar leise Worte mit dem Polizeichef, dann übernahm er die Fortsetzung des Gesprächs.

„Sie haben einige sehr große Schnitzer gemacht, Mr. Devil, wissen Sie das?"

„Leider, sonst würden mich die Herrschaften kaum hier begrüßen können", knurrte der Yankee. „Ich habe ein Frauenzimmer für unwichtig gehalten, habe einem feigen Aas vertraut, und habe mich von einem Dutchman düpieren lassen, das rächt sich jetzt."

Klaus zuckte die Schultern. „Das läßt sich nun nicht mehr ändern, Mr. Devil. Etwas anderes, wollen Sie mir sagen, welchen Zweck Sie mit der Gründung jener Klinik in der 5. Avenue verfolgten? Ich kann Sie natürlich nicht zwingen. Aber offengestanden wäre es für mich von Interesse —"

Der Amerikaner schloß die Augen ein wenig und antwortete: „Das will ich Ihnen gerne verraten — ich wollte Geld machen."

„Hm, Geld machen. Ich begreife, die Platingrube gab nichts mehr her, wie? Sie wollten den Betrieb auf der Insel um jeden Preis aufrecht erhalten. Die Insel war doch Ihr Lebenswerk. Das meinen Sie doch?"

Mr. Devil nickte unmerklich.

Sander fuhr weiter:

„Alles schön und gut. Aber hatten Sie nicht noch andere Beweggründe? Vielleicht solche, die zu Ihrer Entlastung dienen können, uneigennützige?"

„Bedaure," lachte Devil roh. „Ich war nie ein Waschlappen!"

Klaus wiegte den Kopf.

„Wie ich mir Ihren Charakter denke, Mr. Devil, kann ich nicht gut annehmen, daß Geld allein die Triebfeder gewesen ist. Sie dürfen nicht übersehen, ich habe Sie tagelang, wochenlang beobachtet —"

„Wie schlau Sie sind!" höhnte der Yankee. „Und Sie bilden sich ein, daß ich mein ureigenstes Ich Ihnen, ausgerechnet Ihnen, hier vor allen Leuten auf die Nase binde?"

„Bitte, Sie können es auch für sich behalten, Mr. Devil. Ich weiß ja doch, woran ich bin."

„Nichts wissen Sie!" brauste der Gefangene auf. „Was wollen Sie wissen? Haben Sie Röntgenaugen?" spottete er.

Klaus ging auf den Ton des andern nicht ein und erwiderte ruhig:

„Ich will Ihnen sagen, was der zweite Beweggrund war — Machtkitzel. O, ich kann mir denken, was es heißt, wenn bei Ihren Gängen durch die Säle Hunderte von Augen in hündischer Ergebenheit auf Ihnen lagen. Dieses Gefühl der Gottähnlichkeit beherrschte Sie! Sie können es natürlich leugnen —"

Devil fuhr wie eine Natter in die Höhe, der ganze Mensch war verwandelt, die Ketten rasselten. Er trat bis dicht vor Klaus hin und spie ihm die Sätze förmlich ins Gesicht:

„Nichts leugne ich, du Hund! Sagte ich nicht vorhin, daß ich kein Ned Carpenter bin! Ja, angebetet haben sie mich, wie einen Gott! Weißt du Hund denn, was es heißt, das Geschick, das Leben eines anderen auf der Zunge zu tragen, mit einem Ja zu beglücken, mit einem Nein zu verdammen? Was es heißt, Herr zu sein über Leben und Tod? Was es heißt, Könige und Milliardäre zu seinen Füßen zu sehen, ein Wallfahrtstempel zu sein, zu dem Menschenströme pilgern? Nein, das weißt du nicht, du armselige Spürnase. Aber ich, ich habe dieses Gefühl ausgekostet bis zum Exzeß, und hätte die Welt mit der Schneide meines Gehirnes erobert, wenn ich nicht über einen lächerlichen Frosch gestolpert wäre!" Der Mann hatte sich in Ekstase geredet, die grauen Augen loderten wie Stichflammen. Er sengte mit ihnen an Klaus Sander entlang und stieß hervor:

„Ich war im Steigen, höher, immer höher . . . da bist du Hund mir in die Quere gekommen. Du Hund bist an allem schuld, daß ich hier bin, daß mein Traum zu Ende ist und daß die Isla, das Werk vieler Jahre, aufgespürt ist! Wie meinst du, daß ich dich hasse!" Devil schnellte die Hände vor, um sie wie Krallen dem andern ins Fleisch zu schlagen, um den Hals, in die Augen, irgendwohin.

Aber er griff ins Leere. Klaus war blitzartig zurückgewichen und sagte nun aus einer sicheren Ecke:

„Sie tun mir leid, Mr. Devil. Aber auf die Art verbessern Sie Ihre Lage nicht. Ich will Ihnen etwas sagen. Sie haben große Entdeckungen gemacht, Entdeckungen, die die Menschheit millionenfältig beglücken und zu Ihrem Schuldner machen können. Trennen Sie sich davon, seien Sie wahrhaft groß, sühnen Sie damit wenigstens einen Teil Ihrer Untaten — und ich bin überzeugt, daß die Richter Gnade für Recht ergehen lassen und an einen außergewöhnlichen Mann außergewöhnliche Maßstäbe anlegen werden!"

Ein höhnisches Gelächter schrillte durch die Zelle. Es ging den Vieren durch Mark und Bein.

„Das könnte euch so passen, wie? Ernten, wo ihr nicht gesät habt — Nein, wie schlau dieses Menschengehunds ist! Für ein paar lumpige Jahre soll ich einen Schatz verkaufen, von dem ihr euch nichts träumen laßt!" Devil stellte sich auf die Zehenspitzen — „Nie, hört ihr?, nie werde ich auch nur eine einzige meiner Erfindungen preisgeben; eher will ich siebenmal in jeder Woche krepieren! Und jetzt Schluß, und nochmals Schluß, ich will meine Ruhe und das war mein letztes Wort." Devil ließ sich erschöpft auf die Pritsche fallen. Er kehrte seinen Besuchern den Rücken und ließ sich durch kein Zureden bewegen, auch nur eine Silbe noch zu sprechen.

Man konnte ihn nicht zwingen. Die eisenbeschlagene Zellentüre klappte zu wie ein Sargdeckel.

Peter konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, so hatte ihn diese Konfrontierung angegriffen. Er sagte draußen kopfschüttelnd zu dem Polizeichef:

„So etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Der Mann ist eine Legierung von Genie und Wahnsinn."

„— und Bosheit", ergänzte Mr. Kellog. Dann zündete er sich eine Zigarre an. Er war an derlei Szenen gewöhnt. Während die Vier die Treppe hinunterstiegen, wendete er sich an Klaus:

„Wie steht's, Mr. Sander, wollen Sie nicht bei uns in der Mulberrystreet eintreten. Sie haben eine Karriere vor sich." Er meinte es im Ernst.

Klaus schüttelte lächelnd den Kopf. Er dachte an seine junge, schöne Braut und an Deutschland.

Ende und Verheißung.

Drei Tage später verabschiedeten sich die Brüder Sander mit ihren Damen am Newyorker Freihafen. Die Landungsbrücke war voll von Menschen, die „Reliance" gab das letzte Zeichen . . . Gussy und ihr Mann rissen sich von den Zurückbleibenden los und machten, daß sie auf das Schiff kamen.

Dann beugten sie sich über die Reeling und winkten, winkten . . . Gussy rief mit an den Mund gelegten Händen: „Kommt bald nach, Ines, Klaus!"

„Wird besorgt, spätestens in 14 Tagen", lachte Klaus vom Land zurück.

Peter hielt die linke Hand krampfhaft auf die Brusttasche gepreßt, in der sich sein „Vitalin-Manuskript" befand. Es hatte sich in Mr. Devils großem Tresor neben dem Fläschchen mit „Antihypnal" gefunden, worüber Peter sehr glücklich war.

Dann stach die „Reliance" in See.

Eine Legion weißer Tücher flog aus den Taschen und knatterte im Wind . . . Alles winkte, grüßte, schrie, bis sich der große Deutschlanddampfer hinter den Atlantik-Docks verlor. Die Menge verlief sich. Klaus bahnte der geliebten Frau eine Gasse durch das Gewühl. Sie gelangten zu einem der Ausgänge, vor denen herdenweis die Autos warteten.

Klaus fühlte, wie ihn jemand am Ärmel zupfte, und erkannte einen von Mr. Kellogs Leuten. „Nun, was gibts?"

„Eine Nachricht soll ich abgeben", sagte der Beamte. Während der Bote von einer Menschenwoge verschluckt wurde, überflog Klaus hastig die wenigen Zeilen.

„Höre zu, was Mr. Kellog schreibt", wendete er sich an Ines. „Erfahre soeben, daß sich Devil in seiner Zelle den Schädel eingerannt hat. Das ist auch eine Lösung. Ferner funkte die Islaexpedition, die Teufelsinsel sei gestern ohne Blutvergießen in ihre Hände gefallen. Handschlag, Ihr Kellog."

Klaus ließ das inhaltsschwere Papier nachdenklich in seine Tasche gleiten . . . Mr. Devil hatte sich also selbst gerichtet und alle seine Geheimnisse und Errungenschaften mit ins Grab genommen. Ein Feind der Menschheit war mit ihm dahingegangen, ein glänzender, aber böser Geist. Luzifers Ende! Dann wanderten die Gedanken von Klaus zu dem kleinen Singhalesenmädchen, dem er seine Rettung verdankte. Atimeh durfte jetzt, wie viele andere, in ihre schöne Heimat zurückkehren, während die Schuldigen die Nemesis ereilte . . .

Doch fort mit diesen Gedanken, fort mit dem ganzen Abenteuer, das ihn Wochen und Wochen in Trab gehalten hatte! Schritt nicht an seiner Seite das Glück, dem er zu leben bereit war, die Liebste? Von einem überströmenden Gefühl ergriffen, preßte er ihren Arm . . .

Da hob Ines die dunklen Wimpern und flüsterte mit hingebendem Gesicht:

„Klaus, du mein lieber, starker Klaus! Wie freue ich mich auf dein Vaterland . . ."

Und sie schritten Arm in Arm den Broadway hinunter, als wäre es ein Garten.

:: Ende ::

Der Weg durch das Grab.

Skizze von Ernst Hengstenberg.

Burg W. liegt hoch auf ungewöhnlich schroffem Felsen über dem Donautale, unweit von dem berühmten Benediktinerkloster Beuron. An einem strahlend hellen Mittag stieg ein jung verheiratetes Paar durch den dichten Wald zur Burg empor. Der Weg war leicht zu verfehlen, und so kam es, daß sich die beiden verirrten. Da sie nicht nach Beuron zurückkehren wollten, ohne ihr Ziel erreicht zu haben, suchten sie schließlich aufs Geratewohl durch Walddickicht ihren Weg. Plötzlich standen sie am Steilabfall zum Donautal. Sie erschraken vor der Schroffheit des Absturzes. Es kam ihnen vor, als hingen sie in der Luft, denn der Felsen, auf dem sie standen, ragte gefährlich weit in den Raum hinaus. Da die Liebe zueinander die Größe der Gefahr in ihrem Gefühle noch übertrieb, sprangen sie eilig in den Wald zurück und sanken sich in die Arme, als seien sie nach schrecklichen Erlebnissen einander wiedergegeben. Nur mit halbem Auge nahmen sie wahr, daß die Burg jenseits einer wild eingerissenen Schlucht lag.

Nach einer Stunde erst standen sie vor dem Burgtor, gingen über eine Zugbrücke, dann durch ein zweites Tor, überschritten einen schwindelnden Graben und gerieten in ein Labyrinth von Gängen, aus dem ihnen eine Tafel „Zum Kastellan" endlich den Weg wies. Erschöpft sanken sie auf die Bänke einer der tiefen Fensternischen, die in die anderthalb Meter dicke Mauer eingelassen waren. Sie bestellten Wein und aßen das derbe Brot des Landes mit der würzigen, tiefgelben Butter. Unten wand sich, von seinen Bergen bedrängt, das enge Donautal. Jenseits, dem trügerischen Scheine nach kaum einen Büchsenschuß entfernt, setzte sich die karstige Hochfläche fort, in die durch Erdstöße, Verwitterung und Wasserläufe, Schluchten und Stürze eingegraben waren. In jahrhundertelanger Arbeit hatte sich die Donau hindurch genagt. Ein Anblick voll seltsamer Schicksalsgewalt, das Wirken der Zeiten, das Schicksal der Erde verratend.

Adalbert und Irene waren in tiefe Betrachtungen versunken und schraken zusammen, als die Wirtin zu ihnen trat und sie fragte, ob sie sich einer Besichtigung des Schlosses anschließen wollten, ein zweites Paar sei angekommen und wünsche die Burg zu sehen.

Sie schlossen sich an, standen in Sälen und Söllern, schritten durch entlegene Gänge, öffneten Türen zu zierlichen Frauengemächern und den weiträumigen Sälen der mittelalterlichen Gelage, entsetzten sich vor Verließen und ergötzten sich endlich an der frommen Zierlichkeit der alten Schloßkapelle.

Unterdessen hatte der Himmel sich stark verfinstert. Der Wind jagte von Süden tiefschwarzes Gewittergewölk herauf, das am Donautale ein plötzliches Hemmnis fand und sich jäh entlud. Ein Donnerschlag ließ die Burg und selbst den Grund, auf dem sie stand, erzittern. Ein greller Blitz tauchte die Kapelle in schwefelgelbes, drohendes Licht. Als wieder Finsternis herrschte, kam ein Mädchen, die Tochter der Burgwirtin, zur Tür herein und brachte eine Fackel.

Draußen begann es in Strömen zu regnen. Diese Wassergüsse pflegen Beruhigung beim Gewitter zu bringen, der Volksmund sagt: das Gewitter ist gebrochen. So kehrten die Gedanken der beiden anwesenden Paare vom Wetter draußen zu der Betrachtung der Kapelle zurück. Die Burgwirtin fuhr fort: „Hier, meine Damen und Herren, ist das Einzigartigste unserer Burg." Sie machte auf die Grabsteine aufmerksam, die sowohl in den Boden als in die Wände eingelassen waren, gewöhnliche Steine mit Hoch- oder Flachreliefs, wie sie in Domen und älteren Kirchen zu finden sind. „Nun merken Sie auf", rief die Führerin und trat zum Altar, hob die Decke, die ihn schmückte, ein wenig auf — dann drehte sich ein Grabstein, unscheinbar und ohne Kennzeichen zwischen all den anderen um seine Mittelachse. Ein Weg wurde frei, so daß sich ein Mensch mit seitlich gestelltem Körper hindurch zwängen konnte. „Der Weg", so lautete die Erklärung, „führte einst als geheimer Gang durch den Berg hinunter zur Donau. Jetzt ist er verfallen." Dann bot die Frau Adalbert die Fackel an und forderte ihn auf, hinein zu gehen. Es sei ein Eisenstab quergemauert, bis zu dem man ohne Gefahr vorzudringen vermöge. Adalbert ging als erster hinein, Irene folgte ihm, dann das andere Paar. Zu sehen war eigentlich nichts. Ein Gang, zu niedrig, um aufrecht darin stehen zu können, feucht und modrig. So kehrte denn das zuletzt gekommene Paar nach drei Schritten um. Irene fand es ebenfalls zu ungemütlich, und von einem seltsamen Grauen beschlichen, ging auch sie eilig zurück. Sie hatte sich, als sie wieder in der Kapelle war, gerade aufgerichtet und aufs neue dem Gange zugewandt, als ein furchtbarer Donnerschlag das Gebäude in seinen Grundfesten erschütterte. In blitzzerrissener Sekunde schloß sich selbsttätig die Tür zum Fluchtgang, das Stürzen von Gesteinmassen im Inneren wurde vernehmlich, und ein neuer Blitz beleuchtete grell die plötzlich von Schreck entstellten Gesichter. Die Führerin stürzte zum Altar hinauf, die Tür zum Öffnen zu bringen, aber es war vergeblich. Der Stein ragte ein wenig hervor, hatte nicht ganz mehr seine gewöhnliche und der Wandfläche angeglichene Stellung erreicht.

Irene war mit einem Entsetzensschrei zum Steine gestürzt, packte die vorstehende Kante und suchte ihn nach vorn zu ziehen. Die anderen bemühten sich gleich ihr. Der Wirt kam mit einem Windlicht. Man suchte durchs Telephon ins Tal zu sprechen, aber draußen tobte das Gewitter weiter und ließ kein Gespräch zu. Aus dem Innern des Ganges drang kein Laut an die Außenwelt. Zuletzt stand Irene mit weit aufgerissenen Augen, aus denen Tränen stürzten, rat- und hilflos, wie um Erbarmen flehend vor dem Stein, auf dem plötzlich, aus dem Dämmerdunkel beim Scheine des Lichtes ins Deutlichere wachsend, die Worte sich in ihre Augen gruben: „Hic jacet Adalbertus . . ." (Hier ruht Adalbert . . .). Mit entsetzt ausgestreckter Hand wies sie auf die Schrift: „Adalbert!" schrie sie. Niemand erfaßte den Zusammenhang, jeder glaubte, das Entsetzen greife erneut nach ihr; denn im gleichen Augenblick bebte die Erde ein zweites Mal. Irene aber wurde gnädig von einer Ohnmacht umfangen. Sie mußte im Zimmer der Wirtstochter gebettet werden.

Inzwischen machte das zweite Paar sich auf den Weg, um im Tale Hilfe zu holen. Aber während man sich am nächsten Tage anschickte, den Stein zu sprengen und beseitigen zu lassen, wozu noch in der Nacht alle Vorbereitungen getroffen waren, kam aus dem Tale die telephonische Nachricht von Adalberts — Errettung. Das zweite Beben hatte ihm den Weg zum Tale freigelegt, den das erste ihm zugleich mit dem Rückweg versperrte. Es erwies sich, daß der für unpassierbar geltende Gang für einen Menschen, der um sein Leben rang, noch ausreichte. Allerdings befand sich Adalbert im Zustande grenzenlosester Erschöpfung und wirrer Wahnvorstellungen. Aber unter Irenes Pflege genas er so weit, daß sie am Ufer des unfern gelegenen Untersees nach Wochen ein gewisses Maß von Erholung finden konnten.

Nur schien es, als hätten sie beide trotz allen Glücks das Lachen verlernt, als sei der Tod allzu nahe an ihnen vorüber gegangen. —

Als ich Adalbert und Irene kennen lernte, war es bei einem der fröhlichen Feste zur Zeit des Münchener Karnevals. Das Abenteuer im Donautal, der Weg durch das Grab, lag Jahre zurück. Beide waren nicht ausgelassen, aber fröhlich. Es fiel auf, daß sie sich niemals trennten. Wir lachten herzlich miteinander, als wir um einen Tisch beisammen saßen. Nur ein eigentümlicher Gesichtszug, nicht eigentlich leidvoll, aber schwer und tief eingegraben, gab mir zu denken. Um seinetwillen fragte ich am anderen Tage nach den beiden und erfuhr so ihre Geschichte.

Filchner, der Vielgeliebte.

Was die Leute ihm zu sagen haben und alles von ihm haben wollen.

Langsam hat sich Doktor Filchner durch die viertausend Briefe, die ihm zugingen, durchgearbeitet. Man kann sich vorstellen, was alles darunter gewesen ist, neben wirklich ehrlich gemeinten herzlichen Worten der Freude auch tausend Betteleien in jeder Form und viel Unsinn. Als ob Filchner nach Teilnehmern für seine kommende Expedition annonciert hätte, so bieten sie sich an, Männlein und Weiblein.

„Wan Sie wieder irgendeine Expedition unternemmen werden in der Zukunft so möchte ich Sie bitten mich mit zu nemmen, hätte großes Interesse weil so vieles interessantes zu lernen was man von Büchern nie begreifen kann . . .“

Eine Frau von 40 Jahren möchte auch dabei sein:

„. . . bitte ich um 5 Minuten Ihrer kostbaren Zeit, weil ich Ihnen etwas anvertrauen muß, das schon in mir war, als ich mich im Geiste mit Ihnen auf Ihrer Reise befand... Ich erwarte vom Leben nur das Eine noch, daß Sie mich teilnehmen lassen möchten . . .“

Auch ein junges Mädchen meldet sich:

„. . . seit frühester Zeit das Sehnen in mir, mich an einer Expedition zu beteiligen. Ich möchte Sie aber bitten, etwa aufkommende Gedanken, die sich fassen lassen in dem Wort „Abenteuer“, streng zu verwerfen. Das bei einem solchen Unternehmen nicht alles Gold ist, was glänzt . . .“

Die Leute wissen auch, daß Filchner wenig Zeit hat, und machen daher oft kurze Sätze, etwa so:

„Nun muß ich aber Herrn Doktor gestehen, daß ich mir einen Vorwurf mache darüber, daß ich Herrn Doktor mit meinem Schreiben belästige, nachdem Herr Doktor doch von allen Seiten bestürmt wird und doch nach all den Strapazen so ruhe- und erholungsbedürftig wäre, bitte, sind Sie mir nicht böse, daß ich es nicht unterlassen konnte, meine Anerkennung zum Ausdruck zu bringen.“

Natürlich sind auch ernsthafte Angebote jeder Art darunter. Die Frau eines Malers lädt Filchner acht Tage ein; der Gatte will ihn,

„ohne Sie mit langem Sitzen zu quälen“,

porträtieren. Dann haben viele gelesen, daß Filchner Markensammler ist, und sie bieten ihm ganze Alben als Geschenk an; einige haben die Marken gleich beigelegt. Eine Frau Oberförster fügt hinzu:

„Da Sie Münchner sind, hätte ich Ihnen gern einen Radi mitgeschickt; leider sind meine Rettiche noch nicht so weit.“

Auch der „Sepp“ von der Alm Kreuzeck, bei dem Filchner früher oft weilte, lädt den Forscher mit derbem bayrischen Gruß auf eine Woche in sein Häuschen nach Zinnowitz. Besonders zahlreich sind die Kundgebungen der Auslanddeutschen.

„1926 gedachte ich Ihrer an der Grenze der Mongolei im südlichen Altai, morgen fahre ich ins Barenz-Meer . . .“ schreibt einer aus Moskau, und ein anderer aus Antwerpen:

„Sie machen sich ja keinen Begriff, wie wir Auslanddeutschen uns über jede von Deutschen vollbrachte Kulturtat freuen. Lassen Sie uns rechtzeitig hören, wenn Sie eine neue Expedition unternehmen. Wir im Auslande sind gern bereit, ein Scherflein dazu beizutragen.“

Dazwischen Hunderte von Autogramm-Sammlerinnen. Eine schreibt darunter „Eine Wienerin“, gibt aber keine Adresse an. Da wird sie wenig Glück haben! Allen anderen aber hat Filchner geantwortet, und die meisten sind glücklich über ein paar Zeilen, schreiben immer wieder:

„Ich werde Ihren Brief hüten wie einen Talisman“, froh in dem Gedanken, mit einem bedeutenden Menschen korrespondieren zu können. — Beinahe hätte ich noch die Heiratsangebote vergessen, die auch recht zahlreich, wenn auch nicht immer geschmackvoll sind. Eine Dame bringt es fertig, zu schreiben:

„Geehrter Herr!
Ich habe Ihr Bild gesehen, von Ihrem Leben gehört, Sie imponieren mir. Mein Mann ist verreist; ich erwarte Sie daher morgen nachmittag um 4 Uhr zum Tee.“

Hoffentlich hat sie sich getröstet, als er nicht kam!

Eubert.

Ein sonderbarer Beruf:

Der Pfeifen-Anraucher.

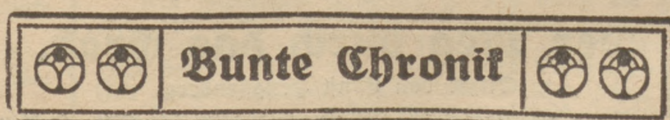
Ein sonderbarer Beruf ist der des Pfeifen-Anrauchers. Während des zweiten französischen Kaiserreichs, unter der Regierung Napoleons III., wurde dieser Beruf viel ausgeübt. Damals rauchten die vornehmen Herren meist die Pfeife; Zigarren waren noch nicht so modern, und von Zigaretten wußte man noch fast nichts. Es war zu jener Zeit ein Vergnügen und selbst eine Ehre, eine Pfeife zu haben, die alt und gut angeraucht aussah. Mit einer neuen Pfeife konnte man sich in guten Kreisen damals nicht sehen lassen. Doch die alte Pfeife zerbrach wohl einmal, oder war nicht mehr gut, und was dann? Eine neue kaufen? Gut! Und schnell anrauchen — gut! Aber so schnell läßt sich eine neue Pfeife nicht anrauchen, und die Herren hatten dazu auch keine Lust.

Da entstand der Beruf der Pfeifen-Anraucher. In Paris konnte man sie finden, an den Ufern der Seine, an den Brücken, mit ernstem Gesicht, dampfend, dampfend, dampfend. Von Zeit zu Zeit kontrollierten sie, ob die Farbe wohl gut wurde, gleichmäßig und in dem gewünschten Ton; denn nicht jedes Anrauchen war gut. Das Anrauchen mußte mit Verstand und Überlegung geschehen.

Zwei Frank täglich konnte ein Pfeifen-Anraucher verdienen, wenn er seine Arbeit gut verstand. Zwei Frank täglich — das war viel für die damalige Zeit und für die „Arbeit“, die dafür geleistet wurde. Es war für den Anraucher gewiß keine unangenehme Arbeit.

Vielleicht, weil die Zigarren und Zigaretten so teuer sind, vielleicht auch ein wenig aus Modesucht, ein Nacheifern der Engländer und von Herriot — wird die Pfeife wieder modern. Und so prophezeit man auch den Pfeifen-Anrauchern wieder eine Zukunft. Doch die heutigen Pfeifen-Anraucher arbeiten nicht mehr für zwei Frank täglich, selbst nicht für 12 Frank täglich. Sie fordern 20 Frank für einen achtstündigen „Arbeitstag“. Und dann muß ihnen der Tabak noch gratis geliefert werden.

So erzählt man. Und weiter spricht man schon von einem Pfeifen-Anraucher-Syndikat. Dann werden sie ihre Forderungen wohl noch erhöhen.



*** Die größten Schiffe der Welt.** Kurz vor dem Kriege staunte die ganze Welt, als Deutschland die Imperatorklasse mit den beiden ersten Schiffen „Imperator“ und „Vaterland“ erstehen ließ, von denen jedes 46 000 Tonnen hatte und die damals die größten Schiffe der Welt darstellten. Bald darauf aber, Anfang des Jahres 1914, lief dann die „Bismarck“ vom Stapel, die mit ihren 54 000 Tonnen bis heute an Größe unübertroffen ist. Alle drei Schiffe hat man Deutschland 1918 abgenommen und ihnen die Namen „Berengaria“, „Leviathan“ und „Majestic“ gegeben; doch die Engländer konnten es nie verwinden, daß alle drei Schiffe von deutschen Werften erbaut waren, und so hat nun die White Star Line den Bau eines Schiffes in Auftrag gegeben, welches 120 Millionen kostet, den Namen „Ozeanic“ erhält, im Jahre 1931 fertig wird und mit reell 60 000 To. alle anderen Schiffe übertrifft. Allerdings ist dieser Riese so groß, daß er nur in vier Häfen auf der ganzen Welt vor Anker gehen kann.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.